

# AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

## Kirche in der Stadt – Erwachsenwerden im Glauben<sup>1</sup>

Die Stadtkirche Frankfurt als Beispiel

Das Christentum ist von seinem Ursprung her eine Stadtreligion: Jerusalem, Athen, Korinth, Ephesus, Rom. Der Glaube hat zuerst in den großen Städten Fuß gefasst. Dem entspricht, dass Jesus nach Matthäus sein Wirken mit einem Ortswechsel beginnt: „Er verließ Nazareth, um in Kafarnaum zu wohnen, das am See liegt“ (4,13). Nazareth ist ein unbedeutender Marktflecken in Galiläa. Der Ort wird weder im Alten Testament noch bei Flavius Josephus noch im Talmud erwähnt. Im Vergleich dazu erscheint Kafarnaum als eine offene und bunte Stadt, als Ort des Geldes und des Handels, als Grenzstadt im Galiläa der Heiden, Sitz der römischen Verwaltung, Ort der Begegnung zwischen den Kulturen. Jesus beginnt sein öffentliches Wirken, indem er dorthin umzieht. Er stellt sich den Zeichen der Zeit. Darf man den „Umzug“ Jesu von Nazareth nach Kafarnaum auch als eine wichtige Stufe im *Prozess seines Reifens* deuten? Im Lukas-Evangelium heißt es: „Jesus wuchs heran, und seine Weisheit nahm zu, und er fand Gefallen bei Gott und den Menschen“ (2,52). Er „wuchs heran“ – ein *Erwachsenwerden* auch bei Jesus. Sein Umzug in die Stadt ist ein Signal: Der erwachsene Jesus – der Dreißigjährige, also nicht mehr der auf den Armen der Mutter, wie er uns von den Darstellungen her eingeprägt ist – wirkt von nun an in aller Öffentlichkeit, auf eigenen Beinen stehend und aufrechten Ganges, leidenschaftlich seinem Auftrag verpflichtet, das Reich Gottes anzukündigen.

### I. Inhaltliche Orientierung

Wo setzen wir an in Sachen »Reform«? Bei den Strukturfragen? Die stehen für viele ganz oben an. Zweifellos haben sie ihr spezifisches Gewicht. Sie zu verharmlosen oder gar zu verdrängen, hätte verheerende Folgen. Aber ob sie der Hebel zur Erneuerung der Kirche sind? Erfahrungen der vergangenen Jahrzehnte geben zu denken. *Strukturelle Änderungen* ändern nicht eo ipso das Verhalten, dieses kann sich nur allzu leicht unter der Decke veränderter Strukturen fortsetzen. Sicher sind »innen« und »außen« nicht zu trennen, aber *die Dynamik muss von innen nach außen gehen*. Strukturreformen sind dann fällig, wenn sie sich aus ge-

---

<sup>1</sup> Gekürzte und überarbeitete Fassung von *Kirche in der Stadt. Bischof Franz Kamphaus über die Visitation in Frankfurt im Jahr 2004* (Texte aktuell; 7).

wachsener gemeinsamer Einsicht und Einstellung ergeben. Dann sind sie freilich auch anzugehen, damit sie nicht überfällig werden. Die *Erneuerung des Verhaltens* wird und muss zu neuen Verhältnissen führen.

Der erste Teil meiner Ausführungen befasst sich mit drei inhaltlichen Schwerpunkten des kirchlichen Handelns in der Großstadt: Missionarische Seelsorge, Interkulturelle Pastoral und Sozialpastoral.

### 1. Missionarische Seelsorge

Mündigkeit – das ist das große Wort, das seit dem Konzil verstärkt auf der Agenda kirchlicher Erneuerung steht. Die synodale Arbeit im Bistum Limburg ist wesentlich aus der *Wiederentdeckung des gemeinsamen Priestertums* aller Getauften erwachsen: Mündig sein und erwachsen werden im Glauben! Dafür bürgt die Synodalordnung. Sie fördert die innerkirchliche Mündigkeit. Das ist gut so. Aber damit ist der Auftrag zur Mündigkeit nur zum Teil wahrgenommen. *Schließlich erreichen wir mit immer differenzierteren kirchlichen Strukturen immer weniger Menschen.* Die große Herausforderung, die vor uns liegt, ist die der christlichen Mündigkeit gegenüber denen, die nicht an Christus glauben. Das sind in Frankfurt mehr als fünfzig Prozent, das ist also jeder zweite. Wie werden wir fähig, „jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt“, die uns erfüllt (1 Petr 3,15)?

Manchmal sitzen wir an einem Problem und blicken nicht durch. Und auf einmal kommt die zündende Idee: „Da geht mir ein Licht auf!“ Wenn das geschieht, dann erhellt sich unser Gesicht, wir strahlen. Das dringt von innen nach außen. Wem Christus, das Licht der Welt, wirklich einleuchtet, der strahlt. *Menschen mit Ausstrahlung!* So geschieht Mission. Sie geschieht nicht, indem wir Werbekolonnen anheuern oder die Gemeinden mit einer Flut von Papier überschütten. Sie geschieht weniger über die Medien als über das Medium, das wir selbst sind. Wir sind das Medium der Ausstrahlung Gottes, wir dürfen dem Evangelium unser Gesicht geben.

Mich hat der Eifer vieler Katechetinnen und Katecheten in der *Sakramentenakademie* nachhaltig beeindruckt. Was investieren wir nicht alles für die Kinder und die Heranwachsenden! Und doch ist scheinbar so vieles folgenlos oder gar vergeblich für die weitere Entwicklung des Christseins. Müssen wir uns nicht gerade in der Großstadt verstärkt den Erwachsenen zuwenden, auch um der Kinder und Jugendlichen willen? Christ werden ist ein Wachstumsprozess, der seine Zeit braucht. Wie viele bleiben in den Kinderschuhen stecken! Um dort herauszukommen, müssen wir miteinander über den Glauben sprechen. Das ist nicht so ganz leicht. *Individualisierung* und *Sprachlosigkeit* zwischen Menschen kennzeichnen die Situation gerade in der Stadt. Wir sind es nicht mehr gewohnt, mit anderen über uns und unsere Ängste und Sorgen, unsere Hoffnungen und Sehnsüchte zu reden. Das liegt nicht nur am mangelnden Glauben, sondern oft an unserer mangelnden Sprach- und Kommunikationsfähigkeit. Wo sind in den Gemeinden Orte,

an denen wir miteinander über das sprechen, was uns bewegt und uns etwas bedeutet? „Das Leben teilen wie das täglich Brot“ – wo geschieht das?

Die *Kindertaufe* hat ihr gutes Recht. Aber es wird immer dringlicher, dass die vielen Christen, denen die eigene Taufe praktisch nichts bedeutet, den Brunnen von damals öffnen und das lebendige Wasser schöpfen, durch das sie am Anfang ihres Lebens wiedergeboren wurden. Das ist in Gemeinschaft einfacher als allein. Glaubenskurse könnten der Tauferneuerung dienen und die Teilnehmer zu einer bewussten Bejahung des eigenen Christseins führen. Es könnte ein gemeinsamer Anstoß dazu gegeben werden, wenn in der österlichen Bußzeit in allen Gemeinden oder Pastoralen Räumen *Glaubensgespräche* im Hinblick auf die Tauferneuerung in der Osternacht stattfänden. Ich freue mich sehr darüber, dass die Zahl der steigt, die als Erwachsene den katholischen Glauben entdecken und bewusst auf die Taufe zugehen. Initiativen im *Erwachsenenkatechumenat* sind zukunftsweisend und verdienen eine kraftvolle Förderung. Wir sollten viel mehr Energie darauf verwenden, wie wir einen Pastoralen Raum bewusst evangelisierend und missionarisch gestalten. Laden Sie doch erwachsene Taufbewerberinnen und Taufbewerber oder Neugetaufte einmal ein und lassen Sie sich von ihren Erfahrungen erzählen. Wir bräuchten mehr »Biotope des Glaubens«, Orte, auf die wir hinweisen können: „Kommt und seht!“ Was passiert, wenn jemand an die *Tür des Pfarrhauses* klopft und sagt: Ich möchte Christ werden. Gibt es bei Ihnen Gruppen, die bereit und befähigt sind, Lernwillige aufzunehmen, damit sie erfahren, was Christsein praktisch bedeutet? Gibt es erfahrene Christen/Christinnen, die wie ein Lotse Interessierte begleiten könnten, damit sie ihren Platz in der Kirche finden und ihre Begabung entfalten können?

In unserer Gesellschaft ist die Religion Privatsache geworden. Das darf sie nicht bleiben. Es liegt wesentlich mit an uns, das zu ändern. *Die Kirche ist kein Selbstzweck, sie ist kein Nischenanbieter auf dem Markt religiöser Sinnangebote*. Leider ist weithin der Eindruck entstanden, sie sei nur mehr eine Veranstaltung für Kirchenleute, ein Verein, der verwaltet, was er hat und seine Interessen wahrnimmt. Die Kirche als Interessenverein – das wäre ihr Tod. Sie ist nicht für sich selbst da, sondern für die Welt. Wir schulden der Welt das Evangelium vom Reich Gottes, nicht mehr und nicht weniger. Der *Bezugspunkt christlichen Handelns* ist nicht die Kirche, sondern das Reich Gottes. Gott selbst ist es, der im Notruf der Mitmenschen und in den Zeichen der Zeit an die Türen unserer Kirchen, unserer Gemeinden, unserer Herzen klopft und uns auf den Weg schickt, damit wir seine Mission in dieser Welt nicht verschlafen. Die Kunst missionarischen Handelns besteht darin, von Herzen zum Glauben einzuladen und dabei nicht zu unterschlagen, dass es um Heil und Unheil geht, um die Zukunft der Welt und der Menschen.

## 2. Interkulturelle Pastoral

Zurzeit gibt es in Frankfurt zwölf Gemeinden von Katholiken anderer Muttersprache. Elf weitere fremdsprachige Gemeinden haben zwar nicht den Status ei-

ner Personal-Pfarrei, stehen aber unter der Leitung des Bistums. Der Anteil der *Katholiken anderer Muttersprache* an den Katholiken der Stadt Frankfurt ist statistisch gesunken (von 30,6% auf 28,7%), in absoluten Zahlen von 53.835 auf 52.248 Personen. Doch das liegt nur zu einem geringen Teil an Wegzug oder gar Rückkehr in die ursprüngliche Heimat. Die Ausländergesetzgebung hat sich geändert. Von der deutlich erleichterten Einbürgerung wird vielfach Gebrauch gemacht. Außerdem werden seit dem Jahr 2000 Kinder, deren Eltern einen Daueraufenthalt erreicht haben, als Deutsche registriert. Das neue Staatsangehörigkeitsrecht lässt die Mehrstaatlichkeit für diese Kinder bis zur Volljährigkeit zu. Sie müssen sich erst mit 18 Jahren für eine Nationalität entscheiden.

Der Reiz von Frankfurt besteht nicht zuletzt in seiner *vielsprachigen Globalität*, seiner interkulturellen Lebendigkeit. Die Weltkirche ist hier in den vergangenen Jahren noch bunter und vielfältiger geworden. *Interkulturelle Pastoral* ist in einer Stadt mit 34% Nicht-Deutschen und einem Anteil von (nach der veränderten Erfassung) 28% Katholiken anderer Muttersprache eigentlich selbstverständlich. Und doch ist sie es nicht, wie die Erfahrung zeigt. Sind Gäste aus dem Süden der Welt zu Besuch bei uns, dann sind wir offen für das, was sie uns sagen, manchmal sogar begeistert von ihren Anregungen, von ihrer Vitalität und Glaubenskraft. Dass wir dieses Potential in Frankfurt vor unserer Haustür haben und es nur nutzen müssten, ist uns zu wenig bewusst. In Bezug auf die muttersprachigen Gemeinden fallen uns in erster Linie Probleme ein (Unordnung, Verschmutzung in Pfarrzentren etc.). Zu selten kommen wir über die unterschiedlichen Formen des Glaubens ins Gespräch oder über die Frage, was es bedeutet, in zwei verschiedenen Sprachen und Kulturen aufzuwachsen.

Die *Modelle für das künftige Zusammenleben* unterschiedlicher Kulturen in der Stadt Frankfurt könnten und sollten in unserer Kirche vorbildhaft gelebt werden. Da ist noch viel zu tun. Beim gut gestalteten Gottesdienst der Sprachen und Nationen am Vorabend vor Pfingsten ist die bunte Vielfalt der Gemeinden anderer Muttersprache zu erleben – bezeichnenderweise sind die deutschen Pfarreien sehr spärlich vertreten. Wichtig erscheint mir, dass territoriale und muttersprachige Gemeinden verstärkt zusammengehen. Dabei sind vertraglich geregelte *Gemeindepartnerschaften* anzustreben, der „Gaststatus“ reicht nicht aus. Damit solche Partnerschaften gelingen, sind Menschen gefragt, die *Brückenfunktionen* wahrnehmen. Das könnten die muttersprachigen Priester sein, aber auch zweisprachige deutsche Priester oder pastorale Mitarbeiter/innen. Sie sollten nicht nur in muttersprachigen Gemeinden eingesetzt werden, sondern gleichzeitig in einer deutschsprachigen und in einer fremdsprachigen Gemeinde tätig sein.

Die *Fähigkeit zum interkulturellen Arbeiten* wird auf Dauer von allen Haupt- und Ehrenamtlichen in der Großstadtpastoral gefordert sein. Die Bedeutung der Sprache ist dabei nicht zu unterschätzen. Interkulturelle Kompetenz erfordert darüber hinaus die Fähigkeit, mit Fremdheit umzugehen, Toleranz einzuüben und nicht die eigene Spiritualität und Arbeitsweise zum Maßstab für alle zu machen. In Schulungen und Fortbildungen müsste hierauf ein besonderes Augenmerk gerichtet werden.

### 3. Sozialpastoral

Im Caritasverband und in den anderen *katholischen Sozialverbänden* wird von höchst motivierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gute Arbeit geleistet. Wir haben überhaupt keinen Anlass, uns zu verstecken. Zwei Erfahrungen haben mich bei meiner Visitation besonders beeindruckt: Die Einschritte durch das Sparprogramm der Landesregierung und andere Sparvorgaben haben den Caritasverband Frankfurt besonders hart getroffen. Gleichwohl habe ich eine Haltung wahrgenommen, die bei allem Protest es nicht dabei beließ, sondern die schwierige Situation einfallsreich und konstruktiv angegangen ist und das Bestmögliche daraus gemacht hat. Die Probleme führten nicht zur Depression, sondern zu Innovationen. Mich hat außerdem beeindruckt, wie viele *Ehrenamtliche* sich in den unterschiedlichen Bereichen von der Straßenambulanz bis hin zur Schuldnerberatung engagieren. Soweit ich das mitbekommen habe, werden sie in einem erstaunlichen Maße auf ihren Dienst vorbereitet und darin begleitet und sind wohl auch deswegen hoch motiviert.

Oft wird der Dienst der Sozialverbände als Vorfeldarbeit apostrophiert. Hans Urs von Balthasar spricht dagegen von einem Sakrament, das vor den Kirchtüren gespendet wird: *dem Sakrament der Schwester und des Bruders*. Das Kreuz stand bekanntlich außerhalb des heiligen Bezirkes, wie der Hebräerbrief beziehungsvoll betont: „Deshalb hat auch Jesus, um durch sein eigenes Blut das Volk zu heiligen, außerhalb des Tores gelitten. Lasst uns also zu ihm vor das Lager hinausziehen und seine Schmach auf uns nehmen.“ (13,12f.). Das ist im wahrsten Sinne des Wortes missionarisch, nicht vereinnahmend, sondern dem Leben der Menschen dienend.

Die Stärke des christlichen Glaubens ist das *Herz für die Schwachen*. »Sozialpastoral« – das Wort bringt zwei Bereiche zusammen, die auf Gedeih und Verderb zusammengehören. *Die Gemeinde ist ohne Caritas nicht lebensfähig, jedenfalls nicht im Sinne Jesu*. Und umgekehrt ist die Caritas ohne Gemeinde auf Dauer nicht lebensfähig. Sie entwickelt sich dann zum Verein der Profis, denen der Wurzelboden wegbricht. Darum muss immer mehr zusammenrücken und zusammenwachsen, was zusammengehört. Es wäre zu bedenken, wie das vom Konzept des Pastoralen Raumes her neu angegangen werden kann.

Der *Nächstendienst* ist einer der Grunddienste der Kirche und der Gemeinden. Eine Gemeinde, die die Sorge für die in Not geratenen Menschen ausspart und sie auf die Caritas abschiebt, verliert ihre christliche Identität. Es gibt Aufgaben, die eine Gemeinde nicht delegieren kann, wenn sie ihre eigene Identität nicht aufgeben will. Man muss vor Ort sehen können, wovon in Predigt und Katechese die Rede ist. Gott sei Dank ist vieles an *Zusammenarbeit zwischen Caritas und Gemeinde* gewachsen. Und doch muss es zu einem weit stärkeren Miteinander kommen. Keine Frage: Die spezialisierten Dienste für Bedürftige und die komplizierteren Finanzierungsstrukturen überfordern viele Gemeinden. Sie sind deshalb immer mehr der Caritas und anderen katholischen Sozialverbänden übertragen worden. Das ist durchaus sinnvoll und richtig gewesen. Es hat aber auch dazu geführt,

dass der Caritasbereich zunehmend aus dem Blickfeld der Gemeinden geraten ist. Dadurch ist auch der Stadtteilbezug der Pfarreien zum Teil verloren gegangen. Ehrenamtliche, die sich sozial engagieren wollen, gehen immer häufiger nicht zur Gemeinde, sondern zum Caritasverband. Dort erfahren sie eine professionelle Begleitung.

Dieser Prozess erschwert die pastorale Arbeit der Gemeinden in zweierlei Hinsicht: Einmal ist das soziale Engagement von Christen das, was sie gegenüber Außenstehenden in der Regel am glaubwürdigsten macht. Und genau das fehlt dann eben in den Gemeinden. Zum anderen kommen die Leute noch weniger über ihr Leben ins Gespräch. Denn für vieles, was sie umtreibt (ob sie Arbeit haben, ob ihre Beziehung und die Erziehung ihrer Kinder gelingt, ob sie Schulden haben ...), ist ja nicht mehr die Gemeinde zuständig, sondern ein Fachverband. Warum sollten sie also in der Gemeinde über solche Dinge reden? Da gehen sie doch gleich zum Fachmann oder zur Fachfrau. Nur wenn die Menschen merken, dass die Gemeinde der Ort ist, an dem sie über die Fragen ihres täglichen Lebens miteinander sprechen können, werden sie sie auch als Ort des Glaubens erleben. Die gesellschaftliche Entwicklung (etwa Hartz IV) lässt befürchten, dass die Not wächst. Das könnte und sollte zu einer Intensivierung der Zusammenarbeit zwischen Caritas und Gemeinde führen.

Die *Kindertagesstätten* bieten eine große Chance, Familien zu stützen und insbesondere die Eltern durch begleitende Angebote anzusprechen. Durch die Kindergärten kommt ein gutes Stück Alltagswirklichkeit in die Pfarreien hinein. Gemeinden, die dieses Potential durch eine enge Einbindung der Kindertagesstätte zu nutzen wissen, erleben das als Bereicherung. Wo es dazu kommt, dass Kindergartenverbände die Verwaltungsarbeit erledigen, sollte auf jeden Fall der Gemeindebezug gewahrt werden.

Ähnlich wie im interkulturellen Bereich sind auch in der Sozialpastoral Menschen wichtig, die Brückenfunktionen wahrnehmen. Ich denke zum Beispiel an Mitarbeiter/innen aus dem Kindergarten und aus dem Caritasverband, die sich ehrenamtlich in ihrer Gemeinde engagieren, oder an pastorale Mitarbeiter/innen mit Zusatzqualifikationen in Sozialarbeit. Die Sozialpastoral ist, ähnlich wie die interkulturelle Kompetenz, eine Querschnittsaufgabe der Pastoral.

## II. Empirische Daten

Die *Stadtkirche Frankfurt* ist seit der letzten Visitation bunter und vielfältiger geworden. Gleichzeitig greifen manche vertraute Formen der Seelsorge, die über lange Zeit unsere Arbeit geprägt haben, heute nicht mehr. Gemeinden machen die Erfahrung, dass kaum noch Kinder und Jugendliche zu den Gruppenstunden kommen. Die *Fluktuation in den Pfarreien* ist so hoch, dass schwerlich kontinuierliche Bindungen wachsen. Nicht nur die Kirche, auch die Gesellschaft hat sich verändert. Die Entwicklung spiegelt sich in den Statistiken wider.

Die Einwohnerzahl Frankfurts bleibt schon seit vielen Jahren in etwa gleich. 2003 waren es 614.846 Menschen. Der Bevölkerungsanteil der Katholiken nimmt ständig ab, in den letzten zehn Jahren um 2.000 bis 3.000 pro Jahr. 1994 zählten wir 176.034 Katholikinnen und Katholiken, heute sind es 147.275. „Schuld“ daran sind drei Faktoren: die demografische Kurve, die Kirchenaustritte und die Wanderbewegungen.

Das *Durchschnittsalter der Katholiken* steigt. Die Zahl der Beerdigungen übertrifft doppelt und dreifach die der Taufen. Manche Gemeinden wundern sich, dass sie kaum noch Anmeldungen zu ihren Kinderfreizeiten erhalten. Dann stellen sie fest, dass im Stadtteil kaum noch Kinder sind, die sich anmelden könnten. Die Zahl der *Kirchenaustritte* ist konstant auf hohem Niveau (vorwiegend aus Gründen der Kirchensteuer). Sie ist nach wie vor um ein Vielfaches höher als die Zahl der Übertritte und Wiederaufnahmen. Meist sind es junge Leute oder Angehörige der mittleren Generation, die der Kirche den Rücken kehren.

Im Gegensatz zur demografischen Entwicklung und zu den Kirchenaustritten sind die *Wanderbewegungen* eine Besonderheit der Großstadt Frankfurt. Vor allem Familien mit Kindern suchen sich eine Wohnung im Umland, die größer und bezahlbar ist. Nach Frankfurt ziehen eher Singles, eher Familien anderer Religionszugehörigkeit.

Die Entwicklung der Mitgliederzahlen ist das eine. Die *Frage nach der Kirchenbindung* bei den Katholiken das andere. Wie aktiv sind die Gemeindemitglieder, wie stark sind sie in ihrer Pfarrei beheimatet? Die einschlägige statistische Angabe ist der *Gottesdienstbesuch*. Er geht noch stärker zurück als die Mitgliederzahl. Das ist ein Hinweis darauf, dass auch bei Katholiken, die nicht aus der Kirche austreten, die innere Bindung nachlässt.

Dabei gibt es eine interessante Beobachtung: Pfarreien mit weniger als 2.000 oder aber über 5.000 Mitgliedern haben einen deutlich höheren Anteil an Gottesdienstbesuchern als Gemeinden zwischen 3.500 und 5.000 Mitgliedern. In kleinen Pfarreien erleben die aktiven Mitglieder ihre Verbindung als familiär. Sie werden als Personen mit individuellen Anliegen und Fragen wahrgenommen. Sie fühlen sich geborgen, können sich beheimaten. In sehr großen Pfarreien wiederum bilden sich Substrukturen, die ebenfalls überschaubar sind und die Möglichkeit zur individuellen Verortung unter Gleichgesinnten bieten. *Mittelgroße Gemeinden* hingegen sind auf der einen Seite zu groß, um persönliche Bindung und Vertrautheit zu vermitteln, auf der anderen Seite aber zu klein, um je nach Mentalität Untergruppen zu bilden. Deshalb ist es dort besonders schwierig, Gemeindemitglieder zu aktivieren.

Noch eine interessante historische Beobachtung: Im Jahr 1928 gab es in Frankfurt ungefähr genauso viele Katholiken wie heute. Aber es gab nur 23 Pfarreien. Heute haben wir 50 Kirchengemeinden und 12 muttersprachige Gemeinden – in 23 Pastoralen Räumen zusammengefasst. Die Pfarreien im Jahr 1928 entsprechen weitgehend unseren Pastoralen Räumen. Vor allem in den 50er-, 60er- und 70er-Jahren sind zahlreiche neue Kirchen gebaut und Pfarreien errichtet worden. Man hatte das Geld für den Bau und das Personal für die Stellen. Mehr noch waren be-

stimmte theologische Positionen maßgebend. Es war die Zeit, in der mit dem Rückenwind des Konzils der Begriff »Gemeinde« sich in der katholischen Kirche einbürgerte. Vorher wurde er als Ausdruck protestantischen Kirchenverständnisses abgelehnt. Vorkonziliare Aufbrüche, das Vatikanum II und die Würzburger Synode haben zu einer *Gemeindeeuphorie* geführt (kleine, überschaubare Gemeinden; vgl. F. Klostermann), die inzwischen einer starken Ernüchterung gewichen ist. Kaum jemand bekommt noch leuchtende Augen, wenn er das Wort »Gemeinde« hört. »Kirche« wird wieder größer, »Gemeinde« kleiner geschrieben. Die Geschichte relativiert die jeweiligen Vorstellungen.

Unsere heutigen pfarrlichen Strukturen stammen aus einer Zeit, in der ganz andere Rahmenbedingungen galten als heute. Die dargestellte Entwicklung legt nahe, dass wir unsere Strukturen hinterfragen. *Welche Strukturen werden uns helfen, den künftigen Herausforderungen gewachsen zu sein?* Viele Gespräche und Diskussionen während der Visitation haben gezeigt, dass wir sehr schnell bei den Strukturen sind. Dabei übergehen wir leicht die Frage nach den Inhalten und Zielen, die uns wichtig sind. Das kann zur Falle werden: Wir verstecken unsere Unsicherheit über Inhalte und Ziele hinter hitzigen Diskussionen um Strukturen. Diese drehen sich im Kreis und können zu keinem Ende kommen, weil wir nicht wissen, wohin wir eigentlich wollen.

### III. Pastoralstrukturen

Das *Bauhaus* Anfang des vergangenen Jahrhunderts hatte die Leitidee: „Form follows function“. Zunächst wurde überlegt, was in einem Raum stattfinden soll: kochen, essen, schlafen ..., dementsprechend wurde ein Raum entworfen und gestaltet. Ersetzen wir das Wort »Funktion« durch »Inhalt«, so wird heute vielfach (nicht nur in der Kirche) umgekehrt verfahren. *Man hat eine bestimmte Form und versucht sie dann mit Inhalt zu füllen.* Wir haben 50 Territorialpfarreien in Frankfurt, und nun versuchen wir, diese mit Leben zu füllen. *Könnte man nicht anders herumfragen:* Was wollen wir als Christen in dieser Stadt? Warum soll es uns hier geben? Wie können wir die Menschen für den Glauben gewinnen? Daraus folgernd ergibt sich die Frage: Welche Struktur ist den Inhalten und Zielen förderlich?

#### 1. Die Pastoralen Räume

In jeder der bestehenden *Territorialpfarreien* wird das Spektrum der pastoralen Dienste mehr oder weniger vollständig angeboten. Jede Kirchengemeinde ist auch eine *Verwaltungseinheit*, die allein um ihres Bestehens willen eine Menge Arbeitskraft schluckt. Die Schwierigkeiten, Kandidatinnen und Kandidaten für die Pfarrgemeinderatswahl und die Wahl zum Verwaltungsrat zu gewinnen, die finanziellen Probleme mit dem Unterhalt von Gebäuden, der Aufwand, der mit der

Trägerschaft eines Kindergartens verbunden ist – könnte das alles nicht stärker gebündelt werden? Die finanziellen, aber vor allem auch die personellen Möglichkeiten werden enger. Wir müssen uns entlasten, um das, wozu wir da sind, besser tun zu können. *Der Selbsterhaltungsaufwand muss so gering wie möglich gehalten werden.* Muss denn jede Gemeinde alles machen, alles haben? Jugendarbeit, Kirchenchor, Erwachsenenbildung ...? Es gibt viele Aufgaben, die in Kooperation sinnvoller anzugehen sind. *Profilierung* ist angesagt statt eines grauen Allerlei!

Nicht selten werden die *Pastoralen Räume* mehr als zusätzliche strukturelle Last erlebt, als dass sie die Pastoral voranbringen und Menschen zur Mitarbeit motivieren. Ich möchte Sie herzlich einladen, stärker auf die Chancen und Möglichkeiten zu schauen, die sie bieten. Ein *Team* von Mitarbeiter/innen, das aus acht bis zehn Personen besteht, kann die unterschiedlichen *Charismen* viel besser nutzen und mögliche Schwächen leichter auffangen, als wenn zwei Mitarbeiter/innen auf sich gestellt sind. Und wenn zu einer Bildungsveranstaltung statt der üblichen zehn vielleicht dreißig Personen und noch dazu ein paar Neue kommen, die sich in zentral gelegenen Räumen eher angesprochen fühlen, so ist das für alle ein Gewinn. Eine *Differenzierung des pastoralen Angebotes* kommt allen zugute, nicht nur möglichen neuen Zielgruppen. Es kann nicht mehr alles überall angeboten werden – muss es aber auch nicht. Das entlastet und macht frei für neue Wege in der Pastoral, für neue Ideen. Natürlich setzt das voraus, in gemeinsamen Entscheidungsprozessen zu klären, was weiterhin vor Ort stattfinden soll, was gebündelt werden kann und was nur noch von einer Pfarrei im Pastoralen Raum wahrgenommen wird. Ich möchte Sie ermutigen, *Prioritäten zu setzen* und gegebenenfalls Aktivitäten zu streichen. Oft ist mir entgegengehalten worden: Die Pastoralen Räume fördern die Anonymisierung in der Großstadt. Ich bin vom Gegenteil überzeugt. Der größere Raum schafft mehr Möglichkeiten zur Beheimatung von Stadtmenschen, die sich ohnehin nicht an territorialen Grenzen orientieren.

*Die Pastoralen Räume sind ein Versuch, die so genannte Flächenpastoral neu zu gestalten, ohne sie aufzugeben.* Eine Preisgabe der Pastoral in der Fläche wäre nicht zu verantworten. Sie ist auch notwendig in der Wahrnehmung der Not. Wir brauchen zudem kleine Gruppen, die über ihren Glauben miteinander sprechen und – wenigstens in Ansätzen – ihr Leben miteinander teilen. Das setzt voraus, dass Hauptamtliche umdenken und Zeit umwidmen: Der Glaube ist etwas für Erwachsene und nicht bloß „Kinderkram“, der nach der Erstkommunion oder spätestens nach der Firmung endet.

## 2. Profilierte Zentren

Unsere Zentren haben eher den Charakter von Inseln und Oasen im Stadtgebiet. Sie haben eine stadtweite, wenn nicht darüber hinausgehende Aufgabe. Sie haben unterschiedliche Schwerpunkte, ein unterschiedliches *Profil*. Bereits bestehende oder in Planung befindliche Zentren sind z.B. Liebfrauen mit den dortigen seel-

sorglichen Angeboten für Erwachsene, das Haus der Volksarbeit als Beratungszentrum und die Familienbildungsstätte in der Nordweststadt, die Jugendkirche Jona und das Haus am Dom. Hier werden *bestimmte Zielgruppen* angesprochen, die sonst nicht so gut erreicht werden. Insofern sind diese Zentren keine Konkurrenz, sondern eine Entlastung für die Pfarreien. Sie nehmen ihnen Aufgaben ab, die sie nicht erfüllen können. Die Zentren sind offen für Neue und Neues.

Es wäre weiter zu überlegen, wo ein *Zentrum für Meditation und geistliche Einkehr* entstehen kann oder eine *Musikkirche* mit einem vielfältigen musikalischen Angebot. Eine weitere Idee geht mir seit Jahren durch den Kopf: Eine Kirche als *Kolumbarium*, als Ort würdigen Abschieds und Gedenkens der Verstorbenen, ein besonderer Ort unseres christlichen Glaubenszeugnisses angesichts des Todes. Ich möchte Sie darüber hinaus ermutigen, in den Pastoralen Räumen nachzudenken, ob sich in den einzelnen Pfarrkirchen weitere Ideen für zentrale Anliegen im Blick auf die Gesamtkirche verwirklichen lassen.

### 3. Mut zur Veränderung

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.“ Dieser programmatiche Auftakt der *Pastoralkonstitution >Gaudium et spes<* des letzten Konzils gilt auch unserer eigenen Hoffnung und unserer Angst. Der Aufbruch ins Neuland lebt von der Hoffnung. Sie lässt sich auch in schwierigen Zeiten nicht unterkriegen. *Sie vertraut darauf, dass Gottes Geist in der Kirche wirkt und uns in allen Umbrüchen und Veränderungen nicht verlässt.* Zum Aufbruch ins Neuland gehören auch Unsicherheit und Angst. Niemand hat das Patentrezept in der Tasche, und doch muss der nächste Schritt getan werden. Sind wir deshalb bisweilen so wenig beweglich und einladend, weil uns die nicht eingestandene Angst vor Veränderungen lähmt? Ist gar mancher Aktivismus auch Ausdruck ängstlicher Hilflosigkeit?

Insgesamt müssen wir mutiger über die *Umwidmung von Ressourcen*, d.h. Personal und Geld, nachdenken. Es wird für alle Bereiche zu prüfen sein, welche Ausstattung erforderlich und was zu erübrigen ist. Dazu muss auch geklärt werden, welche *Gottesdienst- und Gemeinderäume* tatsächlich gebraucht werden und welche Gebäude etwa durch das Zusammenlegen von Aktivitäten besser genutzt werden können. Bei diesen Überlegungen muss die Frage des Bedarfs im Vordergrund stehen, nicht die Wahrung von kostspieligen Besitzständen. *Wir werden weniger, und wir müssen mit erheblich weniger Mitteln auskommen.* Das führt zu schmerzlichen Entscheidungen und Einschnitten. Was sollen wir aufgeben und was nicht? Was vor allem ist zu tun, damit der christliche Glaube zukunftsfähig bleibt? Es zeugt von Weitsicht, dass mancherorts Schritte zur *Zusammenlegung von Pfarreien* getan werden. Ich begrüße und unterstütze diese Initiativen. Sie sind zukunftsweisend, wenn sie Schritt für Schritt geschehen und nicht über die Betroffenen hinweg- oder an ihnen vorbeigehen.

Die Kirche hat im Laufe ihrer Geschichte auf sehr unterschiedliche Weise Gestalt gewonnen. In keiner dieser Gestaltungen geht sie auf. Wir erleben in unseren Breiten heute so etwas wie ein Sterben einer lange Zeit bewährten und strahlkräftigen Gestalt von Kirche. *Das Volkskirchliche und Milieuchristliche hatte lange Zeit seine Stunde und sein Recht.* Jetzt scheint es zu Ende zu gehen. Das tut vor allem denen weh, die darin groß geworden sind, darin investiert und sich zu Hause gefühlt haben. Solche *Sterbeprozesse* gehen immer mitten durch uns selbst hindurch. Nur in der Trauer wächst die Entschlossenheit, nicht einfach so weiter zu machen, als sei nichts geschehen und nichts zu Ende gegangen; nur in der Trauer reift die Leidenschaft, danach zu suchen, wohin der Weg in den Spuren Jesu Christi uns nun führt (vgl. G. Fuchs). *Wo keine Trauerarbeit geleistet wird, da wird gejammert.* Wer immer über „die“ Kirche lamentiert und die Ursachen für Fehler bei den anderen sucht, der ist gut beraten, den nächsten Wachstumsschritt anzugehen und im Durchleiden der Trauer zu einem *erwachsenen Glauben* vorzustoßen.

Wir müssen in vielerlei Hinsicht Abschied nehmen: vom quantitativen Denken in Besitzständen und maximierten Zahlen, beim Abbau von Strukturen und Überstrukturen. *Stattdessen käme es darauf an, in die Tiefe zu gehen.* Weniger kann mehr sein. – Oft höre ich: Bestimmte pastorale Projekte können nicht verwirklicht werden, wenn nicht das entsprechende Geld da ist. Hängt die Entwicklung des Glaubens maßgeblich vom Geld ab? Das hat Jesus offenkundig anders gesehen. Wie viel Struktur verkraften wir, ohne dass uns der Geist ausgeht?

#### IV. Handlungsperspektiven

Es liegt mir daran, dass wir trotz der unausweichlich anstehenden Struktur- und Spardebatten *die inhaltlichen Fragen* der Pastoral in den Mittelpunkt unserer Überlegungen stellen. Nur so können wir für die Menschen in dieser Stadt glaubwürdig und überzeugend Kirche sein. Die inhaltliche Orientierung kann uns bei der Lösung der anstehenden Strukturfragen helfen, dass wir den Durchblick nicht verlieren auf das, worauf es ankommt. Entsprechend den inhaltlichen Schwerpunkten dieses Berichtes nenne ich drei Aufgaben:

In der *missionarischen Seelsorge* sind gute Ansätze da, etwa die *Glaubenskurse*. Lassen Sie sich von den Gemeinden, die damit begonnen haben, inspirieren. Die Idee, als Stadtkirche ein Projekt »Glaubensgespräche vor Ort« stadtweit zu initiieren, wartet auf ihre Realisierung. Auch das *Erwachsenenkatechumenat* auf Stadtebene ist ein Schritt in die richtige Richtung. Tragen Sie das Projekt mit, öffnen Sie sich als Gemeinde für Menschen, die Christen werden wollen. „Missionieren oder demissionieren“ (abtreten), sagt Madeleine Delbré. Das führt uns von der Sitzung zur Bewegung, vom Verwalten zum Erleben, vom Vorladen zum Einladen, vom Instruieren zum Inspirieren.

Im Zusammenleben zwischen Katholiken unterschiedlicher Muttersprachen tun wir uns nach wie vor schwer. In den kommenden Jahren müssen die Ansätze

der *interkulturellen Pastoral* intensiviert werden. Bis Ende nächsten Jahres sollten die vorgesehenen Gemeinden ihre *fremdsprachigen Partnergemeinden* aufgenommen und ein konkretes Konzept für die Zusammenarbeit entwickelt haben.

Ich bitte Sie zu überlegen, wie die Gemeinden Orte des Nächstendienstes bleiben bzw. werden können. Vermutlich können die deutschsprachigen hier von den muttersprachigen Gemeinden einiges lernen. Die alltäglichen Nöte und Sorgen der Menschen gehören zum Leben der Gemeinde und sollten in ihr ihren Platz haben. *Stadtteilbezogene Projekte, Nachbarschaftshilfe*, auch *politisches Engagement* für die Verbesserung der Lebensverhältnisse können Formen praktizierter Caritas in den Gemeinden sein. Die *Sozialpastoral* sollte als Schwerpunktthema bei mindestens einer Pfarrgemeinderatssitzung im Jahr behandelt werden. Eine *Kenntnis der sozialen Lage im Stadtteil* gehört zur Grundlage jeder hauptamtlichen und synodalen Arbeit.

Krisenzeiten sind immer auch Chancen, das Evangelium in seiner befreienden Kraft neu zu entdecken und sich neu an ihm zu orientieren. *Die entscheidenden Fragen und Anfechtungen kommen mehr von innen als von außen. Wie wird man ein Christ? Und wie bleibt man es? Diese Fragen haben wir nicht hinter uns, sie stehen vor uns.* Die Antwort Jesu: „Gott lieben mit ganzem Herzen ...“ (Mk 12,30 par). Man liebt Gott nicht mit den letzten Resten des Herzens, mit den Überbleibseln an Interesse und Zeit. Liebe will gelernt sein, will reifen und erwachsen werden. Sonst verkümmert sie. Sind unsere Gemeinden Lernorte des Christwerdens?

\*\*\*

Die Stadt als Herausforderung zum Erwachsenwerden im Glauben! Das ist ein hartes Stück Arbeit, das vor uns liegt. Kein Kirchentraum! Oder doch? Sie kennen die *Vision der neuen Stadt* auf den letzten Seiten der Bibel (Apk 21,9–22,5). Der Text hat nicht die Kirche im Auge, aber er ist ihr ins Stammbuch geschrieben, für alle Zeiten. Gott will uns nicht in den Schoß des Paradieses zurückführen, er lädt uns ein, erwachsen zu werden auf dem Weg zur neuen Stadt. Es geht um die Welt, es geht um Gott in ihr und um die Welt in Gott, es geht um den Menschen, um jeden Menschen. „Ihre Tore werden den ganzen Tag nicht geschlossen“ (21,25). Diese Weltoffenheit, diese schöpferische Selbstvergessenheit ist die Vision des Neuen Testamentes. Möge sie uns helfen, mitten in den realen Veränderungen nüchtern und mutig, desillusioniert und visionär zu sein. Wer keine Visionen hat, hat keine Zukunft (G. Fuchs). Die Vision von damals ist eine für morgen, und für jetzt. Erwachsene Bürgerinnen und Bürger der neuen Stadt! Das ist unser Ziel. Man müsste es uns anmerken.

Franz Kamphaus, Limburg